



## Mut zu einem Besuch in Kigali

Ein ganz persönlicher Reisebericht von Jyoti Bierlmeier

**Lange Jahre habe ich mir schon vorgenommen, dorthin zu fahren. Aber ich hatte mich bisher nicht getraut, mich mit der Geschichte, mit den Orten des Genozid, der meine Schwester widerfahren ist, zu konfrontieren. Ich hatte Angst. Doch mittlerweile war ich bereit und gespannt auf die da kommenden Eindrücke, das Land meiner Schwester, Ruanda, endlich kennen zu lernen.**



Gerne hätte ich das auch mit Papa gemacht, um die Projekte, die wir seit fast 17 Jahren betreuen, die er mit ins Leben gerufen hat, zu sehen und Menschen kennen zu lernen, von denen ich schon so viel gehört habe, Menschen zu sehen, die ich seit 14 Jahren nicht gesehen habe.

Meine Schwester Muki meinte nur: „Du brauchst nicht aufgeregt zu sein. Ich zeige Dir mein zu Hause, ich kenn' mich aus.“ Ja, sie kann sich noch am ehesten von uns Dreien an ihr vorheriges zu Hause erinnern. So eine starke Frau ist sie, dachte ich bei



mir und nahm mir dadurch die Angst in dieses Land zu reisen.

**Am 26. Oktober 2012, um 22 Uhr,** startete unser Flug über Adis Abeba nach Kigali. Es dauerte lange, sehr lange bis wir am Samstag, den 27. Oktober, mittags 14.30 Uhr gelandet waren. Unserer Reisegruppe bestand aus meiner Mutter Conny, meiner Schwester Mukamana (Muki), Frederic (Vorstandsmitglied), seiner Tochter Laura und Michael (Vorstandsmitglied).

Gleich nach unserer Ankunft wurden wir von Valerie und anderen herzlich empfangen und ins Hotel gefahren. Sehr müde waren wir zu nicht viel fähig. Auspacken, duschen und weiter Leute kennen lernen. Irgendwann stand Pierre Claver vor uns. Emotional wie ich bin, standen mir Tränen in den Augen. 14 Jahre ist es her, als er mit seiner Schwester Paulina bei uns war, damit sie ihm einer ihrer Nieren spenden konnte.

Ich war gerührt, ihn so zu sehen, gesund, fröhlich und herzlich. Da er taub ist, funktioniert die Kommunikation per Schrift. Das dauert, ist aber kein Problem - und er spricht sogar etwas deutsch.

Am Abend waren wir bei ihm zum Essen eingeladen. Seine Frau Marie-Jose zauberte uns ein tolles ruandisches Essen. Seine Mama, eine beeindruckende afrikanische Mama, erwartete uns auch gespannt. Pierre trumpfte auf - mit allen Erinnerungsstücken aus der Zeit bei und mit uns, und einem Video seiner Nieren-Transplantation.

Auf dem war auch Papa zu sehen und zu hören. Das war komisch und schön zugleich. Marie-Jose zeigte uns stolz ihren Garten. Ich fühlte mich angekommen bei alten Freunden, obwohl ich sie erst gerade kennen gelernt habe.

**Am nächsten Tag, Sonntag, 28. Oktober,** klingelte um 5.30 Uhr mein Wecker. Ich wunderte mich. Es war noch kein anderer wach und wir sollten um 6 Uhr frühstücken. Ich weckte die anderen, staunend, dass es eine Stunde zu früh ist. Mmh, ich hatte meine Uhr doch umgestellt? Als der Wächter uns zum Frühstück holte, wusste ich, dass ich mich nicht geirrt hatte.





Dann ging alles sehr schnell, denn wir mussten für drei Tage packen. Ich durfte die Sachen für Uta bloß nicht vergessen. Schnell frühstücken und um 6.30 Uhr kam der Fahrer. Auf 7 Uhr schafften wir es dann und los ging es nach Kibuye, Mukis Ecke. Paulina, Flüchtlingslager, Gottesdienst, Abendessen bei den Nonnen erwarteten uns.

In Kibuye angekommen, sammelten wir noch Paulina ein und fuhren ins Flüchtlingslager zum Gottesdienst, zu dem wir eingeladen waren.

Es war ein komisches Gefühl, dort rein zu fahren und im Auto zu sitzen. Ich fühle mich sehr unwohl in so „Herrscherpositionen“.

Kibuye an sich fand ich sehr sehr schön, landschaftlich auf jeden Fall, und doch schossen mir die ganze Zeit Gedanken durch den Kopf, wie Mukis Leben hier früher war. Wie es für sie war, durch diese Berge zu fliehen und hinter jedem Busch ihrem potentiellen Mörder zu begegnen. Ich beobachtete sie viel, konnte aber nichts erkennen außer, dass sie immer ruhiger und ruhiger und ruhiger wurde.

## Das Flüchtlingslager



Ich finde immer noch keine Worte...unfassbar wie viele Menschen sich im Flüchtlingslager tummelten. Klar, die Kinder und Jugendlichen rannten neugierig auf uns zu, wurden verscheucht, von irgendwelchen Menschen, die meinten, die müsste man von uns fernhalten. Ach, ich habe mich da unwohl und hilflos gefühlt.

Wir schauten noch die provisorische Krankenstation an, auch da fehlen mir weiterhin die Worte. So etwas würde es in Deutschland nicht geben. Das kann man Menschen gar nicht zumuten. Ehrlich gesagt, war ich froh, als wir das Lager verließen, von dem Gottesdienst in Kinyja Ruanda verstand ich eh nicht viel und irgendwelche Lobeshymnen auf mich bzw. unserem Verein mag ich nicht.

Am Abend waren wir bei den Nonnen von Paulinas Orden zum Abendessen eingeladen. Das war sehr lustig. Michael musste erst einmal ein Gebet sprechen, was



er auch sehr gut meisterte. Danach wurde fein gegessen und wir versuchten umständlich, ein paar Worte Kinya-Ruanda zu sprechen, was sich in ein endloses Lachen entwickelte. So ging ein eindrücklicher Tag zu Ende.

**Am nächsten Tag, Montag 29. Oktober,** trafen wir uns gegen 9 Uhr im Bezirkskrankenhaus in Kibuye, in dem Paulina auch arbeitete. Mein Eindruck: Ich als gelernte Krankenschwester, mit dem Bedürfnis Menschen heilen zu wollen, könnte hier nicht arbeiten. Ich würde zerbrechen an der Macht- und Hilflosigkeit. Denn es werden nur die behandelt, die es zahlen können und wenn eine Therapie stattfindet, dann maximal Schmerztherapie. Hilfe in dem Sinne, wie wir das in Deutschland kennen, ist dort ein Ding der Unmöglichkeit. Unfassbar.



Paulina nahm sich Zeit und zeigte uns alles. Sechs-Bett-Zimmer inklusive Begleitperson und mehr in einem Raum, Intensivstation ohne irgendeinen Monitor oder sonstiges zum Überwachen. Ich fand es schrecklich. Menschen, die warten und doch nicht wirklich Hilfe bekommen, da es einfach nicht möglich ist, sterben in einem Raum inmitten von mindestens zehn anderen Patienten. Es gibt keine Möglichkeit der Sauerstoffzufuhr. Der OP-Bereich ist bis zur Tür in Zivil begehbar. Eine Krankenversicherung von ca. 3 Euro pro Jahr kann sich in Ruanda fast kein Mensch leisten.



Als wir wegfuhrten, war es still im Auto. Keiner sagte ein Wort. Der Abschied von Paulina, einer kämpfenden und nicht aufgebenden beeindruckenden Person, fiel mir schwer, zumal ich sie nach 14 Jahren endlich mal wieder sah und nichts desto trotz ihre Arbeit bestaune.

Wir fuhrten noch an eine Gedenkstätte an, bevor wir



Kibuye verließen. Muki wollte nicht aussteigen. Dort waren Knochen „ausgestellt“ und die Kirche war wie viele eine Falle für einige Menschen. Zum Schutze wurden sie reingelockt, der Pfarrer informierte die Schlächter und dann ging es ab. Unvorstellbar, wie grausam Menschen sein können. In diesem Moment kämpfte ich mit mir, damit ich keinen Heulkampf bekam, Mir stockte der Atem, ich bekam kaum Luft und Worte find ich auch immer noch nicht dafür. Ich konnte Muki so gut verstehen, dass sie im Auto bleiben wollte. Wer weiß, an was das alles sie erinnert hat bzw. hätte....Wir fuhren nach Butare, wo wir am nächsten Tag zu Uta ins Buschkrankenhaus sollten.

**Dienstag 30. Oktober,:** Auf dem Weg nach Butare fielen mir die vielen Reisfelder auf. Reis in Ruanda? Ist doch ein Kartoffelland? Ich fragte nach und bekam zur Antwort, dass Chinesen die Felder kauften und Reisanbau „verlangten“, um ihn in ihr Land zu importieren. Sprachlos, mal wieder. Und von was leben die Ruandesen dann? Unfassbar.



Das Ankommen in Butare war gemütlich, Unterkunft hatten wir schnell gefunden. Frederic hatte was im Kopf und die hatten auch noch Zimmer frei. Wir unterhielten uns, gingen Essen, unterhielten uns. Das machten wir eh jeden Abend, um die Eindrücke zu verarbeiten.

Zum Buschkrankenhaus mussten wir rund 1 ½ Stunden Fahrt rechnen,

durch Schotterpisten ähnliche Wege. Straßen kann man das nicht nennen. Ausgeschildert ist nichts und den Weg wieder zu erkennen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Frederic tat sein Bestes und doch verfuhrten wir uns. Als wir halbwegs auf dem richtigen Weg waren, mussten wir nur noch nach Uta fragen und die Leute konnten uns lotsen.

Als wir dort ankamen, wurden wir von Schülern der benachbarten Schule im Auto umkreist. Der Fahrer hatte fast keine Chance. Die Schüler hatten Pause und da kamen wir als gelungene Abwechslung. Irgendwann





schafften wir es, auf Utas Gelände zu gelangen und machten uns auf den Weg zu den medizinischen Räumen. Dort richtete man uns aus, dass Uta eine Not-OP macht und es noch ne Weile dauern könnte. Eine andere Schwester zeigte uns alles.

Der erste Eindruck: Hier läuft der Laden. Ich hatte das Gefühl, wer hier her kommt, dem wird auch geholfen. Dieses Buschkrankenhaus stand makellos da, die Organisation läuft und die Patienten kommen und warten, bis ihnen geholfen wird. Die Schwester zeigte uns noch das Ernährungszentrum, in dem Mütter mit ihren unterernährten Kindern kommen und eine Schulung bekommen. Zurzeit waren nur zwei Kinder zu sehen, die sehr verschrocken wirkten. Die Mütter müssen dort auch selber, der Schulung entsprechend kochen.

Das klappt auf jeden Fall immer solange, wie die Personen vor Ort sind.

Als wir fertig waren, war auch Uta fertig und begrüßte uns herzlich. Wieder eine faszinierende Person, sie ist eine Nonne des St. Bonifatius Ordens und seit 15 Jahren leitet sie das Krankenhaus. Einer Power-Frau, die nie müde zu sein scheint. Sie nahm sich Zeit, mit uns Kaffee und Kuchen einzunehmen und diverse Dinge auszutauschen. Auch übergab der Verein ihr Geld, wie auch schon bei Paulina, denn diese Projekte werden ja von „Kinder brauchen Frieden“ unterstützt.



Danach nahm sich Uta noch einmal die Zeit, uns ihr Reich zu zeigen und sie konnte auch die Fragen von Michael, der ja auch Arzt ist und uns anderen einfach besser beantworten. Während wir da waren, kam ein Zieglein auf die Welt, denn auch die Leute der Klinik versorgen sich selbst so weit es geht. Das war schön zu sehen.

Nach dem Durchgang und dem Abgeben der Shunts, Spritzen, Medikamente, der Krücken, des Verbandsmaterials und was wir sonst noch mithatten, machte Uta noch einen Abstecher mit uns.



Sie wollte uns zeigen, wie ein Mädchen, was vor ein paar Jahren eine Einzelfallhilfe erhalten hat, damit sie zur Schule gehen kann und ein Dach über dem Kopf hat, nun lebt. Wir fuhren los und unser Fahrer hatte Schwierigkeiten, ihr bei ihrem Fahrstil hinterher zu kommen. Wir fuhren zu einem Pygmäenstamm, einem der Urvölker von Ruanda, die sehr abseits leben, mittlerweile aber auch

angesiedelt und teilweise auch eingegliedert werden. Sie halten sich mit der Herstellung von Ziegelsteinen über Wasser und zeigten uns das auch ganz stolz. Darüber hinaus leben sie noch von der Viehzucht.

Wir stiegen eine kleinen steilen Berg hinauf und hatten Mühe, nicht wieder herunter zu rutschen. Sehr natürlich, dieser Weg. Die Menschen, die dort waren, umringten uns sofort. Es ist egal, wo auf dieser Welt - die Menschen sind immer neugierig. Lange waren wir nicht da. Denn Uta wollte weiterarbeiten und wir fuhren zurück nach Kigali.



Auch hier war der Abschied herzlich und wir gingen wieder einmal mehr mit einem komischen Gefühl, hier jedoch auch mit dem Gefühl, dass nicht alles so macht- & hilflos ist. Uta ist wirklich bemerkenswert.

Auf der Rückfahrt überfiel uns der Regen. Zum Glück saßen wir luxuriöserweise im Auto. Es schüttet wie aus Eimern. Kein Mensch war mehr gesehen auf den Straßen, die sonst von laufenden Menschenmassen sehr befüllt sind.

**Mittwoch 31. Oktober:** Um 9 Uhr war eine Besprechung der Vorstandsmitglieder mit den Mitarbeitern vor Ort angesetzt. Wir anderen Drei warteten, denn alleine loszuziehen ist nicht ganz ungefährlich in Ruanda - vor allen Dingen die Kombination einer Blonden, einer Inderin und einer Ruandesin, die die Sprache nicht spricht.

Also warteten wir. Geschlagene fünf Stunden dauerte die Besprechung. In Afrika herrscht ein anderes Zeitverständnis. Danach war erst einmal Mittag essen angesagt. Allen hing der Magen tief unten und dann ging es ins Kinderdorf, um sich mit den



Jugendlichen aus dem Re-Integrationsprogramm zu treffen.

Das Kinderdorf war überwältigend, wieder wurden wir auf Herzlichste begrüßt. Eine der Leiterinnen war selber hier aufgewachsen und hatte eine Ausbildung gemacht, um in der Verwaltung mitzuarbeiten. Die Kinder waren noch in der Schule bzw. im Kindergarten. Nur die, die da waren, stürmten auch schon wieder auf uns zu - so was von lebendig, verschmitzt und so weiter...

So langsam trotteten die Jugendlichen auch ein. Es fing bestimmt mit einer Stunde Verspätung an. Und gleich zu Anfang wurden die Halbjahresberichte abgegeben, auf die schon sehnsüchtig gewartet wurde.



Es gab eine Ansprache und auch eine Erfolgsmeldung, dass ein Jugendlicher in jenen Tagen sein Medizinstudium abgeschlossen hat und bald in eine Anstellung gehen würde. Wir hofften, dass das die anderen motiviert, denn wie immer, wenn Jugendliche auf einem Haufen sind, wird auch ausgelassen rumgekaspert, gescherzt und so. Am Eindrücklichsten hier war:

Als Mukamunana in den Raum kam, ich sah sie nicht, Mama gab mir ein Zeichen, ich drehte mich um und sah, wie ein Mädchen/eine junge Frau zielsicher Muki ansteuerte. Die zwei ließen sich nicht mehr los, die ganze Zeit ihres Beisammenseins berührten sie sich. Eine nicht auszudrückende Wärme ging auf und rührte mich zu Tränen.

Diese beiden Mädchen sind die einzigen Überlebenden des Genozids in ihrem Distrikt. Sie wurden beim Zuschaufeln eines Massengrabes von französischen Soldaten gefunden und haben somit überlebt. Die beiden verbindet so viel, dass kann sich keiner vorstellen. Im Laufe des Treffens waren die beiden weg und als ich Muki später fragte, wo sie waren, meinte sie nur, wir wollten unsere Ruhe.





„Ja, was habt ihr gemacht?“ fragte ich meine Schwester. „Uns an den Händen gehalten.“ Ich schaute in ihre Augen und begriff – nein, eigentlich begriff ich Nichts. Außer dass es Verbundenheit sein muss, die unglaublicher nicht sein kann. Es gibt keine Worte dafür. Und da sie sich nicht unterhalten können, da sie keine gemeinsame



Sprache sprechen, tauschen sie sich mit ihrer Wärme aus. Das ist wirklich etwas ganz, ganz Besonderes. Der Abschied war schwer. Das ist schon eine krasse Geschichte. Ich war sehr beeindruckt von meiner Schwester und Mukamunana. Wieder ging ein ereignisreicher Tag zu Ende.

**Am Donnerstag 1. November**, war kein großes Programm vorgesehen. Wir waren im Kinderdorf und schauten den Bauplatz für die Sekundärschule an. Ich lief mit Frederic zum Kinderdorf. Das fand ich gut. Orientierung in Kigali zu bekommen, ist auch fast ein Ding der Unmöglichkeit. Alles sieht gleich aus und die Menschen sind nicht einzuschätzen. Und da die Sprachbarriere groß ist, kann man auch nicht einfach



so ins Gespräch kommen. Ich spreche kein Französisch und die meisten dort kein Englisch. Es ist zwar seit ein paar Jahren die Amtssprache Englisch festgelegt worden, dennoch, wie sollen es die Leute können, wenn sie es nicht beigebracht bekommen? Also sprechen sie die alte Amtssprache und die war eben Französisch.



Im Kinderdorf angekommen schauten wir uns die Primärschule an, mussten aber leise sein, denn es wurden Tests geschrieben. Mit der Bauplatzbegehung konnte ich nicht viel anfangen. Die Häuser des Kinderdorfes interessierten mich noch. Es ist schon erstaunlich, wie viele Menschen in einem Haus so Platz



haben können. Es gibt Mehrbettzimmer, ein Wohn- und Esszimmer. Wir sind dann wieder los, wollten nach Kigali rein, zum deutschen Bäcker und ins Genozid-Museum und Frederic ist geblieben, um noch Bilder für die Patenbriefe zu machen. Dieser Abend ist unser letzter Abend in Kigali, wir trafen uns mit Jean-Baptist, seiner Frau Valerie, Pierre, Max zum Essen.

**Freitag 2. November:** Bis um 11 Uhr mussten wir die Zimmer im Hotel räumen, checkten aus und zahlten. Das dauerte wieder. Dann fuhren wir zu Jean-Baptist, es sollte noch mal ein Treffen der Vorstandsmitglieder geben. Auch konnten wir dort unser Gepäck abstellen. Laura, Michael und ich fuhren zum Genozid-Museum, wo wir gestern nicht rein gekommen sind. Wir nahmen uns bestimmt 2 Stunden Zeit. Es war sehenswert, grausam, anschaulich gemacht und schreckte vor Nichts zurück. Sie haben ehrlich aufgezeigt, wie sich das alles entwickelt hat und auch von Einzelschicksalen erzählt. Filme gezeigt. Photos aufgehängt, von Personen, die vermisst sind.

Auch dafür fehlen mir bis heute die Worte. Man muss es gesehen haben, wenn man in Kigali ist. Und die Vorstellung, dass das alles meine Schwester miterleben musste ist für mich schrecklich. Wenn ich sie in meinem Leben hier in Deutschland wahrnehme, ist sie eine Sonne, eine unglaublich starke Person und ich kann es nicht fassen, dass sie das alles erlebt haben soll.

Der Abend bei Valerie und Jean-Baptiste's Familie war gemütlich, auch Max war noch mal dabei. Wir lernten die Kinder kennen, die im Haus waren und unterhielten uns endlich mal auch auf Englisch mit den beiden, Henriette und Cecile. Sie hatten uns



Geschenke gemacht und wie habe ich mich geschämt, Nichts mitgehabt zu haben. Eine eindrucksvolle Woche lag hinter uns und wir sollten wieder nach Deutschland. Vielen Dank, dass ich die Möglichkeit hatte das erleben zu dürfen.

Das erste, was mir in Deutschland auffiel, als ich einigermaßen angekommen war: „Mann, geht es uns gut hier!“ Wobei mir bei dem Überangebot an Essen auch ein bisschen schlecht wurde. Mein Gott, ich wusste gar nicht mehr was ich kaufen sollte und ging aus dem Laden ohne was gekauft zu haben.

Diese Nachwirkungen halten zum Teil noch an.